

MONIKA GRÄFIN
METTERNICH

dot
books

Vornehm
geht die Welt
zugrunde



Vom Geheimnis guten Stils

Mobiliar dient ja bestimmten Körperausscheidungen und gilt deshalb dem gängigen Stil-Kodex zufolge nicht als geeignet für Tischgespräche). Ich fragte bei einem Essen in der Normandie kurzerhand meinen Tischherrn, einen englischen Lord, warum wohl der Gebrauch des unschuldigen Wörtchens „toilet“ derart ausgrenzende Kapazitäten beinhalte. Er runzelte kurz die Brauen und verblüffte mich dann mit der denkbar einfachsten Antwort: „Because it is French!“ Was wie das Ei des Columbus klingt – darauf wäre ich nie gekommen. Die Wurzeln dieser sprachlichen Ablehnung reichten, wie der Lord auf meinen überaus verblüfften Gesichtsausdruck hin weiter ausführte, zurück in die Zeit, als im Jahre des Herrn 1066 der Normanne Guillaume, besser bekannt als William der Eroberer, seinem Namen alle Ehre gemacht und England

unterworfen hatte. Mit diesem historischen Ereignis, von dem der prachtvolle Wandteppich im französischen Bayeux noch bilderreich erzählt, änderte sich das Leben des Ur-Inseladels eklatant. Seine Ländereien wurden komplett enteignet und an normannische Ritter als Lehen übergeben, welche dann den „neuen Adel“ Englands begründeten. Französische Elemente in die englische Sprache einzubringen – was in anderen Ländern durchaus elegant und stilvoll daherkommt! – gelte, so der normannengeschädigte Lord beim Diner in der Normandie, für die damals lädierten Familien als neureich und anbiedernd. Viele Engländer aber – ob „neu“-, klein- oder überhaupt nicht adlig – übernehmen bis heute diesen recht abgefahrenen, uralten Sprachkodex, um so vom ungebrochenen Nimbus der ältesten Familien des Landes

profitieren – und Unwissende recht bequem ausgrenzen zu können. Wer also in England „toilet“ statt „loo“, „pardon“ statt „sorry“ und „serviette“ statt „napkin“ sagt, gilt als „out“ – auch wenn nur die wirklichen „Insider“ wissen, warum das eigentlich so ist. „Vornehm geht die Welt zugrunde“ – besser kann man es kaum illustrieren: Der englische Uradel, vor tausend Jahren entmachtet und bestohlen, gibt bis zum heutigen Tag vor, wer vornehm ist und wer nicht. Solche Beständigkeit hat Stil.

Das englische Beispiel zeigt aber, dass es ziemlich sinnlos ist, kaum nachvollziehbare Gruppenzusammengehörigkeitsriten in der Hoffnung für sich zu adaptieren, dadurch selbst stilvoller zu wirken. Man kann dabei leicht Fehler machen und schlimmer: In den Augen derer, die wirklich zu der besagten

Gruppe gehören, macht man sich eigentlich lächerlich, wenn man ihre Traditionen ahnungslos übernimmt, um mehr zu scheinen, als man ist. Der nächste Fehltritt lauert bereits erbarmungslos. Besser ist es, selbst Stil zu entwickeln. Denn – zumindest wird das die These dieses Buches sein – Stil hat nichts mit Klassen zu tun, nichts mit Abgrenzung und auch relativ wenig mit „feinem“ Benehmen, das sich schließlich über die Jahrhunderte eklatant verändert. Im 18. Jahrhundert galt beispielsweise in Frankreich die Mode, seinen Kaffee aus der Untertasse zu schlürfen, als Gipfel aristokratischer Eleganz. Als sich dieser Ausweis von „Vornehmheit“ schließlich bis ins abgelegenste Bauernhaus herumgesprochen hatte und fast überall in Europa (außer in England, natürlich) nachgeahmt wurde, war sie in der

französischen „höheren Gesellschaft“ längt passé und Zeichen besonderer Peinlichkeit. Man sieht, auf Benimmregeln – auch auf aristokratische – ist in der Regel kein dauerhafter Verlass. „Stil“ ist hingegen eine völlig andere Kategorie.

Dies verstand ich ganz neu, als neulich jemand beiläufig davon erzählte, eine religiöse Andacht sei überaus „stilvoll“ gewesen. Ich fragte verblüfft nach, was „Stil“ in diesem Zusammenhang wohl bedeuten könne. Die Antwort überzeugte mich sogleich von innen heraus – und zwar in einem umfassenden Sinn: „Es geht um Harmonie – daran orientiert sich nicht der Stil, sondern sie ist das Ziel des Stils.“ Eine wirklich feinsinnige Definition, für die ich an dieser Stelle dem Seminaristen Markus Schmitt sehr danken möchte und welche